

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

84 (9.4.1930) Die Mußestunde

Die Wustestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

14. Woche 50. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 9. April 1930

von diesen Dienstleistungen für die Lehrer und Kirchendiener, eine Fortsetzung, die uns auch in Nr. 10 des Monatsheftes, April 1929, im Jahre 1883, also zur Zeit des trefflichen Friedrich Manns, Büchse ohne Lehrer, und der bischöflich-schwäbische Beamte macht in sein „Visitationsbuch“ gelegentlich seines Besuchs zu Büchse den viel-sagenden lateinischen Eintrag: „Meiner, Schulmeister, Ubrauf-sieher leben. Der Pfarrer versteht diesen Dienst. Dabei kann auch keine Schule gehalten werden, und wenn sie der Pfarrer hält, so sind keine Kinder zugegen. Dabei ist ein Lehrer anzustellen; für ihn, sowie für die Kirchendiener ist durch Unterstützung und Befreiung von den zu leistenden Fronen zu sorgen; die „Spröhlinge“ sind sämtlich zur Schule zu schicken.“

Büchse aber, das noch vor 117 Jahren, wie uns Kofb mitteilt, „ein Filial von Blankenloch“, mit 107 Seelen, 1 Schule, 21 Wohn- und 39 Nebengebäuden“ war, das 1843 insgesamt 183 evangelische Einwohner zählte, eine Ziffer, die sich nach Deunisch 1857 bereits auf 231 erhöhte, ist heute ein blühender Ort, der sein rasches Emporwachsen der einflussreichen und erproblichen Herrschaft seiner früheren markgräflichen Landesherren, insbesondere Karl Friedrich von Baden, verdankt.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeit-schriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

J. Rainolt: Doktor Klären. (Gärdner-Verlag, Berlin-Wien). Ein junger ungarischer Arzt erndet und stützt die Basillen der Gesundheit, jene Basillen, die von Raine aus furchtbar, feine aber anderen, fränkisch-erzgebirgischen Basillen sind. Raine, Reichum wischen dem jungen Arzt, wenn die Basillen der Gesundheit mit allen anderen Schädlingen auch — die Basillen der Weisheit töten würden. Er aber verlangt nicht nach Applaus, kennt keine Sehnsucht nach dem Erfolge, kein Interesse an Auszeichnungen! Alles das überläßt er seiner Gemahlin, die übrigens auch durch seine Entdeckung dem drohenden Tode entging. Doktor Klären wird aber nicht zur großen Entdeckung Gelehrtheit ererbt; all-mäßig glaubt sie selbst daran, daß sie die Wohltäterin der Menschheit sei und im Gefühl „erwählt“ zu sein, entfernt sie sich immer mehr von dem Menschen, dem sie alles zu verdanken hat. Die Bitterkeit der Satire wird vom großen ungarischen Humoristen mit liebenswürdiger Feinheit gemittelt. Der Roman, der unerschütterlich in die Tiefen menschlicher Geistes-leuchte und mehr als ein Unterhaltungsroman ist, erschien in der ver-anstalteten 50-Band-Reihe „Gärdner-Verlag“.

Heimspiele. Bearbeitet von Heinrich Voggenreiter (6. Teil des „Deutschen Spielbuchs“) 160 Seiten, aber 50 Bilder. Preis RM. 2.50. Ludw. Bogenreiter Verlag, Potsdam, 2. Auflage. — Gerade bei den „Heimspielen“ wird deutlich, daß Spielen eine Kunst ist, die gelernt sein muß. Sie steht bei dem, der anderen in einem Kreise ein Spiel schenken will, ein ganz bestimmtes Maß von Können und nicht leicht besteht daraus. Hier findet ihr in bunter Fülle Hunderte, Wän-dertspiele, Handspiele und Brettspiele. Für könnt andere meisterlich ver-einigen und meist oft nicht, wie schnell ihr selbst dabei Opfer eines Trübs-berdes werdet. Ihr könnt euren Kopf anstrengen und euren Mutterschmerz be-währen und ihr könnt auf neue Spuren der Spielgestaltung kommen, wenn ihr euch den „Heimspielen“ anvertraut. 200 Spiele in einem Band — dazu viele, die ihr noch selbst erfindet — ist das keine große Zahl!

Erfinden und Schaffen der Unfruchtbarkeit bei Mann und Frau. Von Heinrich Voggenreiter. Verlag Hans Hebenig's Nachf. Ernst Kummer, M. 2.50. — Der Kampf um die Geburtenregelung interessiert weltweite Volksteile. Zahllose Ehen bleiben kinderlos, obwohl der gesunde Instinkt vieler Frauen die Mutterrolle heiß ersehnt und fordert. Gewöhnlich wird ja der Frau die alleinige Schuld zugeschoben, sie wandert von Arzt zu Arzt, von Operationsstisch zu Operationsstisch, ohne daß ihr natür-licher, heißer Wunsch erfüllt werden kann. Die Unfruchtbarkeit wird durch Art erteilt, die Frauen Trost bringen. Nach den bisherigen Erfahrungen kann ein hoher Prozentsatz kinderloser Ehen, denen eben lediglich das Kind fehlt, zur Erfüllung des Lebenszweckes, glücklich ge-macht werden. Aus dem Inhalte: Der Wunsch nach dem Kinde — Der Befruchtungsvorgang — Die eheliche Unfruchtbarkeit — Der Mann als Ursache der Unfruchtbarkeit — Die Frau als Ursache der Unfruchtbarkeit — Verhütung und Verhütung — Ausreichender Kindererfolg.

Die Natur erwacht! Die Lebenserneuerung im Wechsel der Jahres-zeiten läßt sich brauchen in der Natur gut beobachten. Das Märzheft der „Urania“, kulturpolitische Monatshefte über Natur und Gesellschaft, gibt in Wort und Bild die Anleitung dazu. Die Wissenschaft als Produkt der menschlichen Gesellschaft spiegelt in der Gegenwart deren Charakter wider. Richard Künze untersucht diese Dinge in seinem Aufsatz „Wissen-schaft und Kampfsampf“. Oberarzt Dr. med. Eickert macht uns mit den modernen ärztlichen Untersuchungsverfahren bekannt. Die Bedeutung von Heiß, Wasser und Wald im familiären Wirtschaftsleben schildert Gárdner Richter an der Hand vorzüglicher eigener Aufnahmen. In der modernen Industrie ist die menschliche Arbeitskraft zum Instrument bestimmter und bestimmter Funktionen geworden. Wie sie trotzdem individuell in Er-scheinung tritt, wird an einer Anzahl von Beispielen gezeigt. Fast zwei Dutzend ganz kurzer Beiträge berichten über Reaktionen aus Natur- und Gesellschaftswissenschaften. Anna Ziemer führt uns auf einer Sozialen Bahn deruna durch Eckenbürgen. Im Weltblatt „Der Welt“ berichtet Julian Marcuse von neueren Forschungen über das Wesen des Schlafes. Ein Lied für die arbeitende Jugend, „Die rote Kette“, beschließt das Heft. Interessanten stellt der Urania-Verlag in Jena auf Anforderung gern kostenlos Probehefte und Prospekte zur Verfügung.

Reisung in Süddeutschland und Franken! Ausführliche Reisepläne nach dem südlichen Deutschland mit Reiseangeboten bringt das Heft „Die neue Welt“. Weiter berichtet Wilhelm Richter über neue Wagnis in seinem reich illustrierten Aufsatz „Für Sport und Rette“. Helene von Wolff beschreibt ein architektonisches Aelmos „Das japanische Teahaus“ und Beronika Erdmann beginnt mit ihrer Novelle „Das Gesicht des Pro-fessors Danzell“. Der Modetitel bringt Skizzen der neuesten Pariser Mo-delle, denen die Frühlingmode der Riviera zu Grunde liegt. Completis aus Zwisch und leuchtendste sportliche Kleider. Außerdem gibt es reizende, schon mehr sommerliche Nachmittagskleider, an denen vor allem der Schlei-tertragen seinen Charme entfaltet. Die neue Linie für den Herrn zeigt Victor Kraus in Wort und Bild. Das Heft ist für 1 Mark überaus zu haben (Verlag Otto Weber, Leipzig, Weststraße 72).

Käselecke

Zahlen-Rästel

12	2	8			
10	2	4	5	6	
6	9	10	10	11	
10	2	12	10	11	
7	11	3	3	2	12
1	3	11	2	4	11
4	3	6	2	8	3
11	7	11	3	11	4
11	2	4	11	12	7
1	2	3	4	5	6
1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12

Sitrom, Möbelschm., ländliche Behausung, Kaffeelecke, Stadt, Kinder-spielsens, Dichter, Baum, was der Klemmer braucht, Schmutz in der Natur.

Biere-Rästel

Die Wörter: Zeitung, Gardas, Gismeer, Gertrud, Natbaas, Schrant und Mailand sind in ein Biered von 7x7 Feldern so untereinander zu bringen, daß die von links oben nach rechts unten schräg laufende Linie einen europäischen Staat bespannt.

Rästelauflösungen

Wilder-Rästel: Ein geistiger fleißiger Mensch ist nie arm. —
Zusammengeh-Aufgabe: Jedes Daß, hat sein Ich.

Wichtige Lösungen fanden ein: Julius Gimmmer, Emil Diefeld, Karlstrube; Emil Schmidt, Bogefeld; Heinrich Hartmann, Jen., Knielungen.

Sächsische Geschichten

Der Diastel

Hofbräuhaus München. Zwei echte Sächsen sitzen neben zwei Oberbürgern, die sich in ihrer heimischen Mundart unterhalten. Die beiden Sächsen möchten gern, so sein, etwas von dieser oberbairischen Unterhaltung aufschreiben, aber es geht nicht. Sie ver-nehmen kein Wort. Raum sind die Oberbürgern gegangen, entruht sich dem einen Sächsen die Frage: „Du, Herrmann, was wachst das eckendlich für geistliche Worte?“ — „Au, das ist noch Die-robster, wie mir'sche manchmal in Leipsig auf der Wiese hammt.“ — „Um — aber die hatten ja ne eckendlichste Schradde, ich habb ne einzliches Wort verstanden.“ — „Ja, weeste, das is eben den ihr Dialekt.“ — „Dialekt?“ — „'s is noch eckendlich schade, daß mir in Leipsig nich doch so an Dialekt hammt.“

Nachtzeit

Eine Frau aus dem Volke steht mißbilligend vor der frischgebackenen Statue eines Mädchenaktes. Nach einigen Minuten intensiven Betrachtens ganz empört: „Noch naachher gönndt se die noch ooch nich machen, die Schwaine!“

Aus beifälligen Interesse

Biedweg führt im September 1927 das Drama „Sapientreich“ des in Leipzig amfängigen Dichters Franz Adam Beyerlein auf. Bei der ersten Wiederholung an einem Sonntag verließ ein Mann im ersten Rang kurz vor Schluß des Stückes (mitten in der Tasse des fernigen Wachtmeisters) seinen Platz, stampfte zum Ausgang und plaukte die Tür hinter sich zu. Eine Demonstration, die hinterdrein von den Zuschauern wie von den Mitwirkenden erregt debattiert wurde.

Ich hatte den Mann (von der Direktionsloge aus) hinaus-wachten sehen und schob wie ein Blitz zum ersten Rang hinauf, wo ich den Mann eben noch erwischte.

„Sagen Sie ganz aufrichtig“, hat ich ihn schmeichlerisch, „warum haben Sie das Theater verlassen?“

Aus beifälligen Interesse! hauchte er mich an. Und verstand stummlich burtig in der Toilette.

Musik

Meier sitzt mit Lehmann im Konzert. Lehmann verzieht was von Musik. Er fragt Meier leise: „Findst Se nich ooch, daß die hier eine schlechte Agassodia hammt?“

Meier sieht nach rechts und links und schnüffelt: „Oh rieche nich.“

Küineu

Käsebieter, der reiche Seifenfabrikant aus Chemnitz, ist mit Fo-mitte nach Italien gereist. Wenig gefällt ihnen nicht besonders. In Florenz stören sie die Straßen. Kom enttäuscht auch. Und in Neapel brüllt er wütend, angesichts der Ruinen: „Edeju sobra mir abwer nach Hause! Sonne Wirdschaid hier in dabr Gegend! Hier is ja alles kabudd!“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Nur Du mein Sohn

Des Finke Trübslingsklang löst sich durch unre Lande, Erwachen reat sich froh in der Natur. Der Sonne warmer Strahl sprengt winterliche Bande. Uns seiat ein fröhlich Hoffen — des Lenzes neue Spur. Nur du mein Sohn auf unsem Erdenstich Weisheit ohne Hoffen — arbeitslos.

Vom Hauch des Lenzes wachgeküßt das Weisheit, Entaltet sich zu neuer froher Kraft. Und wartet du auch nur ein kleines Weisheit, So hat dich schon — das Schicksal'schlimmen angefaßt. Nur du mein Sohn auf unsem Erdenstich Müht trauern, ach, — noch arbeitslos.

In allen Zweigen steigt der Saft zu neuem Triebe, Es ruft im jungen Sprieß das Chlorophyll. In Harmonie ist die Natur ein Reich der Liebe Voll Schönheit, Frucht und innigem Gefühl. Nur du mein Sohn auf unsem Erdenstich Weisheit ohne Liebe — arbeitslos.

Das Störchenpaar schwebt bobelstoll in blauen Lüften, Es reat sich emsig dort im alten Horst. Das Bienchen fliehet munter schon nach süßen Düften Und machst den ersten Flug nach naben Horst. Nur du mein Sohn auf unsem Erdenstich Müht einjam noch — als arbeitslos.

Baum wird einmal die Wirklichkeit frei von dumpfem Aftanaz Und dort des Lenzes Einzugstiege sein? Also ein jeder Mensch in freiem Schaffensdrange Sein östlich „Soh“ dem Ganzen stolz wird weis. Wo du mein Sohn auf unsem Erdenstich Nicht trauerst mehr — als arbeitslos.

H. Kemmel.

Das Erwachen

Von Kurt Münzer

Als ich nach Kuta reiste, erwartete ich die Fülle merkwürdiger und wilder Abenteuer, aber ich ließ mich nicht träumen, dieses stille rührende Erlebnis zu haben, das ich nun erzählen will. Mitten im Rauch exotischer Begebenheiten blühte da sanft und still ein Mädchenhügel auf, atell und laut beginnend, aber verfliegend wie eine süße deutsche Melodie, ein Ritornell von Schumann oder Mendelssohn.

Ich hatte, nach bunten, glühenden Wochen auf sagenhaften Inseln, an farbigen Küsten, in märchenhaften Städten, Kuta erreicht, aber nur, um sofort in einem bestigsten Malariaanfall zusammen-zubrechen. Als ich wieder zu Sinnen und Bewußtsein kam, fand ich mich in einem kleinen weißen Zimmer, alles war mir fremd, ich fand mich in nichts zurecht, aber ein Antik über mir ging mir wie Helmat, wie Mutterliebe, wie seltsame Kindheit auf: eine junge Pflegerin, ganz weiß, stand über mich gebeugt, lächelnd, die Hand auf meiner Stirn, ein fast kindliches, sartes Gesicht, und trotz Jugend und Mädchenhaftigkeit strömte von ihrem Blick Ruhe, mütterlicher Friede auf mich.

Dieses junge Mädchen war es, dessen Gesicht und Gesicht das Unvergänglichste meiner Reise werden sollte. In einem goldenen, heraufgehenden Abend erzählte sie mir, auf der Terrasse des Hospitals, als ich sie art und brüderlich darum gebeten hatte. Denn es mußte ein großes Erlebnis sein, was dieses schöne junge Wesen in die Welt getrieben, in dieses Paradies auf Kuta verlegt hatte. Schlicht, leise lächelnd über sich selbst, erzählte sie: —

Ich war ein junges Mädchen aus Berlin W. . . Das jaat alles auch dem, der diese große, vermiserte Stadt sonst nicht kennt. Ich lebte in einem Kreis von Freundinnen und jungen Männern, und wir genossen unsere Jugend, wie das Geschlecht nach dem Kriege, wenigstens ein Teil davon, sie zu verlieren, zu vergeuden pflegte. Ja, es gab auch Sport aller Art, diese oder jene scheinbar nützliche Tätigkeit, aber in Wahrheit war alles nur Vorwand zum Firt, zur Kletterei. Wir Mädchen kannten alle die Grenze, bis zu der wir gehen durften, wollten wir nicht unser Leben mutwillig zerstören. Aber mir will fast scheinen, daß hinter dieser Grenze oft weniger

schändlich gehandelt wird als vor ihr. Genus, ich lebte, und ich genok. Unsere Eltern waren schwach oder blind oder moralisch kurzsichtig. Man ließ uns gewähren. Wir tanzten, sangen Nächte durch, gingen in gewagten Kostümen auf Redouten, amüsierten uns mit fremden Kavaliern, fuhrierten in Luxusrestaurants, wir küßten, wir machten Autofahrten — mit einem Wort: Kurfürsten-damm —

Aber dann, plötzlich, ich war achtzehn Jahre, da geschah. Ich aing in ein Café, erwartete dort zum Tee zwei Freundinnen, kam zu früh, die beiden kamen zu spät, ich war also eine halbe Stunde allein. Und diese halbe Stunde war der Wendepunkt meines Lebens . . .

Ich saß in dem erst halboffenen Saal unweit eines Tisches, an dem ein einzelner Herr keinen Kaffee trank, ein nicht mehr ganz junger Mann, dunkel, gekümt trotz des Spätherbtes, als lebte er immer in freier Luft, an der See im Gebirge. Er war 10 auf und also so unauffällig wie möglich angezogen, er hatte nichts gemein mit den Herren meines Kreises. Sein Gesicht war wunderbar still, berebt, erfüllt von einer Geistigkeit, die mich eine fremde, bessere Welt abnen ließ. Er blickte hinüber zu den Musikern, die letzte Tanzmusik spielten.

Erstlich, als fürchte er meine Blicke, sah er berührt. . . Es aing wie Firt über mich, wie lauer Wind; eine kochende Hand, eine süße Wärme umfing mich. In seinem Auge war es offen wie der Himmel. Ein helles, graues Auge, ein unirdischer Glanz darin. Mir wars als säbe er durch mich hindurch, aber sein Blick nahm mich mit, hinüber in seine Welt, auf eine Insel, die mich mit tiefer Einsamkeit umfing.

Unbehaglich ist, wie mir zumute war. Ich hätte zu ihm hin-stürzen, hinhinien mögen; mein armes, leeres Herz füllte sich iah mit unerträglich Glückseligkeit. So muß Trommen zumute sein, die Gott jgauen.

Aber ich — ich war ja nur ein Berlin-W-Mädel! Was hatte ich anderes als meine Kofferlei! Und also — ich lächelte den Fremden an, ich grüßte ihn mit den Augen, ich ließ den Hals von meinen Schultern gleiten und zeigte ihm, wie weiß, wie rund, wie schön sie waren. Ich drehte den Kopf und wies ihm mein Profil, den schlanken Hals, ich wiegte mich zu der Tanzmelodie, ich schlug die Beine übereinander, der Seidenstrumpf umspannte ein entsündendes Arie. Und er — lächelte er zurück? Es schien mir so. Man begann zu tanzen. Zwei Paare wiegten sich schon zwischen den Tischen. Warum kam er nicht und bat mich um diesen Posten? . . . sollte ich?

Da, beim nächsten Tans, stand ich auf. Ich ging hinüber, ihn zum Tanz zu bitten, ich ihn! Er sah mir entgegen, sein Gesicht war von Liebe und Güte erfüllt. Ja, er lächelte mir entgegen. — Mein Herz flos, ich aing wie im Traum — Noch drei Schritte bis zu ihm — da —

Da überholte mich ein junger Mann, lief auf den Fremden zu, stammelte Entschuldigungen, daß er so lange fortgeblieben. Der an-dere stand auf, suchte seinen Hut, griff um sich —

Und da ich ich, bearriff ich, verstand ich: er war blind . . . Ich hatte mit einem Blinden mein schamloses Spiel getrieben . . . „Vikt!“ riefen hinter mir meine beiden gekommenen Freundinnen. „Vikt!“ — Ich schwankte, lief fort. Ich war erwacht . . . Verstehen Sie mich? Ich hatte begriffen. Acht Tage später hatte ich meine Welt verlassen, und lernte, einen besseren wert zu sein.

Dieb im Hause

Skizze von Georges Bourcel.

Dem alten Rafe wiederholte Frau Soufi Bicaben in Gegen-wart des Polizeiwachtmeysters die Geschichte des Einbruchdiebstahls, der am vorhergehenden Abend in ihrer Wohnung stattgefunden haben sollte. Sehe-mal kamen neue interessante Details hinzu. Stellen Sie sich nur einmal vor, Herr Wachtmeister, wie über-rascht mein Mann war, als er nach Hause kam und diese furchtbare Unordnung gewahrte. Die Stühle umgeworfen, der Sekretär er-

brachten und 500 Francs gestohlen! Nur noch 200 Francs waren aufzufinden!"

Jaques Vicaben stand daneben und verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit den Bericht seiner Frau. Jedesmal, wenn man eine Frage an ihn richtete, nickte er energisch und zustimmend mit dem Kopfe.

Die junge Frau fuhr fort. Sie war bereits ganz außer Atem. Der Wachtmeister hatte seine Nase tief in die Affen gesteckt. Plötzlich blühte er auf und sah Frau Soufi durchdringend an. Sie war jung und hübsch und zudem äußerst elegant gekleidet. Auf ihrem feinen Kopf trug sie einen goldenen, schwarzen Hut. Ihr Seidenmantel war mit einem Hermelinragen besetzt. Sie hatte ganz offenbar alle Geacht geübt, um den strengen Bürgern von Gelsen und Ordnung zu imponieren.

„Also“, sagte der Wachtmeister, „nach Ihrer Darstellung hat sich die Sache folgendermaßen abgespielt: Als Sie morgens in Ihr Geschäft gingen, liehen Sie verheerend Ihren Schlüssel in der Wohnungstür stecken. Erst am Nachmittage vernahmten Sie den Schlüssel. Sie läuteten dann Ihren Mann an, um ihm darüber zu berichten. Ihr Mann fürzte nach Hause, kam aber leider schon zu spät — ein Dieb hatte dort bereits „gearbeitet“ und 500 Francs mitgehen lassen. Traendelbein bestimmten Verdacht hegen Sie nicht — aber Sie könnten sich leicht immerhin denken, daß etwa die Tochterfrau ...“

„Ja“, erwiderte sich Frau Soufi, „die ist nämlich so schrecklich puschlig und verbringt ganz bestimmt bedeutend mehr Geld als sie verdient.“

„Soo — das tut sie also —“, bemerkte der Wachtmeister, indem er scheinbar gleichgültig einen Bleistift zwischen seinen Fingern jonglieren ließ.

„Nana — das ist ja zweifellos ein Indizienbeweis ...“ Er blickte Frau Soufi durchdringend an: „Nebenfalls fällt mir da etwas auf, was mich eigentlich wundert. Erstens, daß der Dieb ein beträchtliches Chaos in den Zimmern verursacht, fast könnte man glauben, er habe sich recht viel Mühe gegeben, diesen Diebstahl nach berühmten Mustern zu inszenieren — ferner — und ganz besonders der Umstand, daß er nur die 500 Francs genommen, er ließ also, außer den verschiedenen Schmucksachen, sogar noch 300 Francs liegen. Das kommt in der Tat selten vor!“

Die junge Frau geriet plötzlich in den Zustand einer etwas lächerlichen Verwirrung.

„Glauben Sie, Herr Wachtmeister“, lautete plötzlich ihr Mann, „daß sich der Dieb finden lassen wird?“

„Das glaube ich ganz bestimmt“, lächelte der Beamte, „falls er das Geld nicht bereits verpulvert hat.“

„Da kannst du mal sehen, Jaques“, mischte sich die Frau unvermittelt ein, „sicherlich hat der Dieb das Geld bereits verpulvert — es wird sich deshalb gar nicht verlohnen, der Sache weiter auf den Grund zu gehen.“

„Nein, Sie können die Anacide jederzeit zurücksuchen.“

„Zurücksuchen?“, brüllte der Ehemann auf.

„Über Frau Soufi fuhr ihm über den Mund: „Ja, das werden wir tun, wie leicht könnte man einen Unschuldigen verdächtigen!“

Bei diesen Worten senkte sie den Blick, um nicht den forschenden Augen des Wachtmeisters begegnen zu müssen.

Jaques sah, trüben Gedanken nachhängend, im dunklen Zimmer, während sich Soufi im Nebenzimmer umgav.

Es ist ja einfach lächerlich, dachte er, niemand ist geneigt, diese Einbruchsgeschichte wirklich ernst zu nehmen. Die Geschäftslente, denen ich davon erzählte, lachten gleich an, von etwas anderem zu reden, und der Wachtmeister tat wirklich so, als handelte es sich etwa um einen Scherz. Aber die 500 Francs fehlen doch tatsächlich. Totalisch müssen sie von irgendjemand genommen worden sein.

Durch die geöffnete Tür konnte er Soufi sehen. Sie stand vor dem Spiegel mit eleganten Seidenwägen angetan und puderte sich. Jetzt sog sie ein schwarzes Spitzenkleid über. Das mußte im Grunde recht teuer gewesen sein. Ja, ja, er mußte recht gut, daß sich diese Leute in der Nachbarschaft darüber aufregten, daß seine Frau sich so elegant kleidete. Das Geheimnis war ja in Wirklichkeit, daß sie einen ganz fabelhaften Instinkt dafür besaß, billig einzukaufen. Das verstand sie. Bei Ausverkäufen z. B. und bei sonstigen Gelegenheiten, wo man ranschen konnte, war Soufi zu finden. Selbstverständlich könnten ihre bescheidenen Einnahmen ihr sonst nicht einen derartigen Luxus gestatten. War er doch nur ein kleiner Buchhalter — und sie Verkäuferin.

Wieder blickte er sie an. Sie spiegelte sich noch immer selbstgefällig und ohne zu bemerken, daß sie beobachtet wurde.

Plötzlich fiel ihm ihr Gesicht auf. Kaum, daß er wiedererkannte. Es schien ihm fremd. Eine Maste. Kalt. Geisteslos. Gierig. Da ergriff ein Gedanke von ihm Besitz. Warum hatte wohl eigentlich der Wachtmeister so sonderbar gelächelt? Warum nahmen alle Nachbarn die Geschichte von dem geheimnisvollen Diebstahl nicht ernst?

Wie verhält bingen seine Blicke an ihr. Wer war sie eigentlich, die dort stand? Eine fremde Frau? Ein unheimliches, unlösbares Rätsel?

Er erhob sich und machte ein paar Schritte auf die Tür zu und wollte fragen — aber — er schwieg. Nein, nicht fragen. — Alles kann vergessen werden — alles kann man wieder gutmachen, wenn man nur darüber schweigt. Wenn die Worte nicht unbarbarisch und unwiederbringlich die Wahrheit festhalten.

Plötzlich stand Soufi im Türdämmen. Mit hübler Verwunderung forschte sie einen Augenblick in seine verzerrten Züge. Dann lächelte sie verlegen:

„Wie du nur aussiehst?! Denkst wohl immer noch an die 500 Francs?“

Er rang sich ein gequältes Lächeln ab. „Nein“, lautete er mühsam, „jetzt habe ich das Denken aufgegeben ...“

(Ins Deutsche übertragen von M. Andersen.)

Besuch in Jerusalem

Von Professor Julius Meier-Graefe.

Der Morgen nach der Nacht über dem Suez begann mit Blumen. In einer Station werfen Judenkinder Straübe von Anemonen in den Schlafwagen. Wo sich eine Tür oder ein Fenster öffnet, fliegen rote Blumen herein. Manche sollen wir einen Schilling für jeden Strauß zahlen, doch gab man es auch billiger. Ein lautes Gebirge wie manche Höhen in Spanien, viel Steine, wenig Grün. Babuschka, meine Begleiterin, versagte jeden Strich mit Anemonen und hatte keine Mühe, die Lebergegenheit des Mittels nachzuweisen. Die Anemonen standen ihr.

Bei der Ankunft in Jerusalem obligater Reich mit arabischen Gedächtnisträgern. Ein Deutscher oder Deutschamerikaner oder Deutschungar mit ausgeprägtem jüdischem Teufel stand uns bei und wartete zwei Kulis eigenhändig aus dem Hochhof hinaus. Es war der Stationsvorsteher. Er unterscheidet sich von anderen Stationsvorstehern durch den Mangel jeglichen Abgels und airtles Benehmen. Zum deutschen Hofpiz brauchten wir nur über die Geise zu gehen. Babuschka konnte bessere sich, als wir unsere Zimmer in Besitz nahmen, obwohl sie kleiner waren als die in Kairo. Das Hofpiz gehört denselben Schmiedern vom Heiligen Bortomianus, und die Oberin stand früher dem Hause von Kairo vor. Man fühlte sich noch mit Kairo verbunden. Dieselben stillen Gefächter unter weichen Hauben. Die Gäste ausschließliche Engländer. Als ich mich, wie es in Kairo bei Tisch Brauch war, vorstellen wollte und der gute Mann mich höflich anlokete, merkte ich es und schämte mich.

Man braucht mit dem jüdischen Amosus, der alle halbe Stunde geht, zwanzig Minuten bis zum Jaffa-Tor. Auf den griechischen ist kein Verlaß. Chauffeur und sämtliche Insassen sprechen Deutsch. Man rüde zusammen. Ich sah eine Weile auf dem dicken Schenkel eines jüdischen Doktors, der uns den Weg zur Grabstätte zeigte. Auf der Straße legte der Staub.

Man sollte nicht von Ägypten nach Palästina fahren, obwohl es praktisch und dank den Wagnis-Lits so bequem wie möglich ist. Man erlebt nicht daselbst wie in Ägypten, sondern zur Abwechslung genau das Gegenteil. Wir hatten dort ein halbes Jahr zwischen Denkmälern gelebt, und ihre Form war uns so vertraut geworden, daß wir mit den Menschen von irdischer Religion und undurchdringlicher Lebensart, intum wie mit unsrerer gleichen verkehrten. Ihre Form wurde uns zum Äquivalent eines höheren Europas.

Es gibt ein Heiligtum in Jerusalem, die Felsenmoschee. Sie liegt mitten in der Stadt auf dem einzigen freien Platz, dem allen Tempelplatz, dem die Enge der umgebenden Gassen zur Größe verhilft, und ist ein wirklich Tempel, eine am Monument gewordenen Gemeinde. Ich kenne keinen schöneren, schöner lebenden Bau. Der Platz, eine Art riesiger Bühne, da er um einige Meter über den Boden der Umgebung emporragt, bezeugt mit der Würde einer Akropolis. An den vier Ecken führen Treppen hinauf, oben mit rundernigen Arkaden geschmückt. Diese hellen Arkaden sind Theaterkulisen, die sich der Erbauer des Tempels vermutlich vollständig gedacht hat; immerhin noble Kulisen. Wir haben den Tempel zuerst, da wir am Schlußtag des Ramadan kamen und nicht auf den Platz durften, vom Dach eines benachbarten Hauses aus und erwiderten aufwärts den höchsten Blickpunkt für die dekorative Seite, da man von dem Dach aus nur den mit persischen Pavainen bedeckten oberen Teil des Otkogons wahrnehmen konnte. Ein riesiger, achtkantig geschliffener Edelstein leuchtete in der Sonne: einmal wirklich der Orient aus Taufendundeine Nacht, ja blendender, als alle Phantasie ausmalen konnte und dabei ohne wirren Blitter. Dieser Effekt verliert viel, wenn man auf dem Platz selbst steht und das Ganze überseht, denn leider hat man das Gemälde nicht durchgeführt, sondern den unteren Teil der Wände mit Marmorplatten belegt: ein arger, echt mohammedanischer Mißgriff. Die Nacht der Otkogons mit der hohen Kuppel überwindet ihn. Ich war bereit, dem Isalam alle abzutreten, dem diesen sicheren Instinkt in der Wahl der Verhältnisse und das unbedingt Ueberzeugende der Struktur versagt jede andere Moschee. Im Innern ergab sich die Erklärung der herausfallenden Leistung. Unter dem arabischen Dekor steht die Architektur einer urchristlichen Kathedrale, die der Moschee als Mutter gebiert hat. Bei einiger Gewichtigkeit hätte ich den Zusammenhang auf den ersten Blick erkennen müssen. Die Kuppel, das erhabene Zentrum, Haupt des Baus und des Platzes, Haupt Jerusalems, trägt im Innern auf Goldgrund üppiges Pantwerk in Mosaik, und gleich wird man von unvertretenen Klängen umfassen, als läuteten alle Gloden Rabennas den Sonntag ein. Der Isalam hat hübsche farbige Verzierungen in die Fenster gesetzt, deren alle Teile harmonisch mitgehen. Was er sonst von seiner Ornamentik dazusetzen hat, vieles freilich jungen Datums, ist eher hässlich, aber wird von dem Raum verschlungen. Unter der Kuppel erhebt sich der alte Ostertempel der Juden, einst der Mittelpunkt des jalomonischen Tempels, unbehauener Stein, wie ihn die Natur gemacht hat. Jede Krümmung umgibt ihn. Wie ein zottiges Artier im Käfig, dumm und drohend, aller Form unangänglich, liegt er da.

Das alte Jerusalem hat den engen Bauden der Araber und Juden wimmelt und trübbelt. Es geht immer binab, oder hinauf. Die Kreuzfahrer haben die Gassen mit feineren Bönen überbaut, und manchmal man auf altägyptischem Stein durch dunkle Tunnel und streift unterirdische Gemüsegewölbe, wo das Ainen schwer wird. Babuschka entdeckte den Reiz blonder Schlafenslöcher um junge netterse Gefächter. Sie flattern lächelndhaft im Winde. Aus den alten, von Handel und Wandel ausgelagerten Schläfen wächst das Gemüt gleich silbergrauem Kraut auf blauem Stein. Natürlich geht man am Sabbatnachmittag an die Klagemauer. Eine Alte hämmerte mit ihrem Schädel Lieblingsstellen ab und wimmerte dazu. Andere deuteten, andere trübten, heifer und heftig. Andere beteten aus Büchern, hoben und senkten in schnellem Tempo den Kopf mit dem Korbibus lernender Araber in den Wolken. Die Vornehmen laien es mit Würde, trugen leuchtende Gewänder aus Samt und pelzbedeckten Mäuten. Gestalten Rembrandts wandelten vor dem blindevsten Stein auf und ab.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlaages Ernst Rowohlt, Berlin, dem Buche „Pyramide und Tempel“ von Julius Meier-Graefe entnommen.)

Büchig

Von Albert Haukestein, München.

Hinter Haasfeld liegt das kleine Dorf Büchig. Dem Namen nach ist es mit dem annähernd gleich großen Orte Büchig oder Büchig in der Gegend von Kallert, am Fuße des Biberbühlens, verwandt. In dem Wort Büchig steckt die Kollektivendung „-ig“, althochdeutsch „-ah“, „-id“, welche das diese Zusammenfassen gleichartiger Dinge bezeichnet. „Büchig“, „Büchig“, „Büchig“ bezeichnet also einen Ort, wo viele Büchig stehen.

Eine altbewohnte Gegend ist es, in der das heutige Dorf steht. Denn zur Römerzeit schon befand sich im Gemann Hedenader, am Fußweg von Blankenloch nach Büchig, etwas nördlich von unserem Orte, ein römischer Gehöft mit einem Kalkofen. Resten und Hofsteigeln, Mägel und Tongeschichten, nebst manderlei anderen Dingen, von Ingenieur Bonnet 1897 aufgegriffen, sind mienbar römisch n Charakter auf, was ja bei der verhältnismäßig dichten Besiedelung unserer Heimat durch römische Veteranen und andere Kolonisten in den vier ersten christlichen Jahrhunderten nicht sonderlich verwundern kann.

Die Stürme und Wirren der Völlerwanderung und manch andere Äuße der Einflüsse mögen wohl dazu beigetragen haben, daß bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts das Dorf Büchig in der Geschichte verschwindet, daß wir nirgends seinen Namen, weder in Urkunden, noch in Chroniken erwidert finden. Da stehen wir im Jahr 1399 in einer unter 23. Juni ausgestellten Urkunde zum ersten Mal auf des Dorfes Nennung. Denn Büchig gehört mit zu dem Wirtum, das Markgraf Bernhard der Erste von Baden — derselbe Fürst, der im Seidelferner Erbvertrag mit seinem Bruder Rudolf VII. vereinbarte, daß die badischen Lande niemals unter mehr als zwei Linien geteilt werden dürften und der deshalb zum Gründer des badischen Territoriums ward — seiner Gemahlin Anna von Oettingen 1399 zur Witwenfründe bestimmt. In den „Mundbaren“ oder Berzeuten dieser Güter zu Büchig und den umliegenden Ortschaften ernannte der Markgraf für den Fall seines Todes seinen Vogt zu Worbheim, Reinhard von Remchingen, ferner Georg von Bach, Hans von Selbach und Friedrich von Ensbere. Dieses Vermächtnis erhielt dann sieben Jahre später durch die „Charta“ oder Urkunde vom 17. Mai 1406 die Gnebmiguna und Befähigung durch Bernhards kaiserlichen Neffen, Ruprecht von der Pfalz, der weiterhin erlaubt, daß Markgraf Bernhard I. seiner Gattin Anna 20 000 Gulden „als Wittum, Morgengabe und Zugeld“ auf die ansehnlichen Dörfer, welche sämtlich in allernächster Gegend von Karlsruhe gelegen sind worunter auch „uff Büchig dem Dorf“, verfahrte.

Am 23. August 1431 verlamellen sich die Schultheißen und Räte der verschiedenen Stadtgemeinden, um dem Markgrafen Jakob I. ihrem neuen Landesherren, von der bereits festgehabten

Verfassung ihrer heimlichen Rechte zu geben, auch zu dem begeben und unter den aufgeführten Ortschaften.

Beim Tode Jakobs I. fällt bei der Testamentserrichtung unter Dorf Büchig mit noch vielen andern Dörfern der Markgrafschaft an den Markgrafen Georg von Baden, einen Sohn des Dahingegangenen, den späteren Bischof von Metz. Die betreffende Stelle der letztwilligen Verfügung des verstorbenen Fürsten lautet, genau nach der damals üblichen Schreibweise, also: „Item. So ordnen wir unserm Sun Geortien und sinen Erben Manne Geschlecht des Stammes Baden diß nachgeschriebene. Nemlichen Mülnberg das Stob mit den Dörfern In das Amt daselbe gehörende: Kullingen, Berche, Forchheim, Daslan, Furthau, Balach, Nauriete, Gellenstein, Gondenheim und Dohschetten. Item Durlach die Stadt mit den Dörfern in das Amt gehörig mit Namen Gersingen, Barchüben, Hartmann, Seidingen, Haagsfeld, Wandenlach, Busch, Aluwe.“ Dazu kommt noch Stadt und Amt Etlingen, Ruppenheim, Graben und Staffori. Dattiert ist diese Testamentsurkunde vom 11. April 1453.

Au Markgraf Christophs Zeiten (1475—1527) behaß der badische Hof zu Büchig ein Hofgut. Es war dies der Stammhartsbof. Nach einem alten Bericht von 1511 erab dieser jährlich einen Ertrag von 25 Maltern Korn und hatte zwei Pächter oder Bewirtschafteter, welche die 60 Morgen Ackerland, 22 Morgen Weiden und die zwei Hofstraten, d. h. die beiden Hofräumlichkeiten, welche von den landwirtschaftlichen Gebäuden umschlossen waren, zu bestellen und zu bearbeiten hatten.

In der bösen Gärung des Bauernkrieges war die Bruchjaler Gegend der Daurtherd des Auftrubs. War doch bekanntlich auch einer der Führer des 1502 entstandenen „Bundschuh“, der zielbewusste und praktische Jos Tris von Untergrambach, welcher das Feldzeichen der Bauern, den Schnürschuh, im Speierischen aufgespannt hatte, ein Sohn unserer Gegend. Die Bauern des jor. Brubrauns, jener ehemaligen Summwiesengegend zwischen Bruchsal und Wiesloch, hatten 1525, als allerwärts in Franken und Schwaben bis hinüber nach dem Elbß der erbitterte Aufstand die tiefsten Tiefen des Volkes in leidenschaftliche Erregung zu versetzen begann, gleichfalls Anstich an die Rebellen des Pfingstales gesucht und scheinen ihn auch gefunden zu haben. Aber der ohne jegliche Manneszucht unternommene Aufstand der in der Waffenführung wenig bewanderten Bruchrauer Bauern scheiterte kläglich, und es blieb den Leuten nichts übrig, als sich ihren bisberigen Landesherren, dem Markgrafen von Baden und dem Bischof von Speier, der zu Bruchsal residierte, auf Gnade und Ananade zu ergeben. Aus der uns erhaltenen Unterwerfungsurkunde dieser Bruchrauer Bauernschaft, die wörtlich beginnt: „Wir burgermeister, rehte, auch schultheßen und alle gemeinden samtllich dier nachbestimmten funft amter Bruchsal, Grundach, Kistawe, Rosenburg und Wendenum mit iren angehörigen dorffern, nemlich Büchig, Kippsom, Ruckenawe, Wüchel, Jewthern ...“, geht klar hervor, daß sich auch Einwohner Büchigs in diesen gewagten Handel eingelassen hatten. Der Ort mußte dem Kurfürsten von der Pfalz überlassen werden, zwei Geiseln stellen. Es waren zu diesem Zweck Bei Rassel und Pulte oder Leopold Oberacker auszuweisen worden. An dessen kamen die aufständischen Bauern nach Wiedererwerb des Auftrubs in der badischen Markgrafschaft durch die Mühe und Nachsicht des Markgrafen Philipp, der sich bei seinen Untertanen der arabischen Verehrung und Verschickung erzeute, noch allmählich genug weg.

Nach kurzer Gefangenenszeit einiger ihrer Häufelührer in den festen Schlössern Mülnburg und Graben ließ sie der nachsichtsvolle Markgraf wieder frei.

In Ergänzung zu den Angaben über den Stammhartsbof zu Büchig ist noch nachzutragen, daß nach einer Meldung aus dem Jahr 1532 zu diesem Gute Grundstücke gehörten, die 2, bzw. 14 Morgen an einem Stück maßen, während ein neu hinaufkommendes markgräfliches Gut zu Büchig, der Wollmersbof, laut gleicher Quelle jährlich 20 Malter Korn abwarf und zwei Ober- und mehrere Unterwalter beschäftigte, denen die Bewirtschaftung von 68 Morgen Ackerland oblag. Auch hier waren 30 Morgen Landes an einem Stück vorhanden.

1577 erfahren wir auch etwas Näheres über den jor. „Boatsgelden“ zu Büchig. In ihren markgräflichen Schirmmoos nämlich, der auf dem nahen Schlosse Graben sah, mußte die Gemeinde jeweils eine gewisse Summe entrichten. Außerdem betrug die Gemeinbesteuer, ebenfalls 1577, die runde Summe von 20 Gulden.

Zum Schluß dieses Aufsatzes, in welchem wir uns bemüht haben, nach den äußerst dürftigen historischen Nachrichten, die uns über Büchig zur Verfügung stehen, einen knappen-Umriss der Geschichte dieses Ortes zu geben, sei noch der kirchlichen Verbältnisse sowie der Schulangelegenheiten mit wenigen Worten gedacht. In forscherscher Hinsicht war Büchig ein Filial von Blankenloch; d. h. der jeweilige Blankenlocher Pfarzer sorgte zugleich auch für das Seelenheil der Büchiger Gläubigen. Erst im 19. Jahrhundert erhielt Büchig eine eigene Pfarrei. In den meisten Dörfern der jor. „Unteren Markgrafschaft“ war der Pfarzer, so überhaupt einer vorhanden war, vom Wacht und Frondienste, dem sich sonst jeder Ortsbürger unterziehen mußte, befreit. Denn diese geringe Veräußerung sollte wenigstens einigermassen verjöhnend wirken im Hinblick auf die aller Befreiung spottende eunde und erbärmliche Bezahlung der Schulmeister zu damaliger Zeit. Dazu kam als weiterer, nicht zu unterschätzender Faktor, daß hauptsächlich ältere Gemeinden die oben genannten Dienstleistungen als mit dem Schulhalten unvereinbar verwarfen. Die Kirchengeldhöbe, der ja bekanntlich damals die Debrer unterstanden, verlangte daher auch mit allem Nachdruck Befreiung